Vergessene Orte

Eine Trassentour auf den Spuren der NS-Zeit in Wuppertal

VEREIN ZUR ERFORSCHUNG der SOZIALEN BEWEGUNGEN in WUPPERTAL

Verein zur Erforschung der sozialen Bewegungen im Wuppertal e.V.
www.wuppertaler-widerstand.de – www.gedenkbuch-wuppertal.de

AK Vergessene Orte

Neue Wege

Seite 4 • Bahnhof Vohwinkel
Seite 6 • Bahnhof Varresbeck
Seite 7 • Giebel
Seite 11 • Ölberg
Seite 12 • Ölberg, Ostersbaum
Seite 14 • Loh, Unterbarmen
Seite 15 • Wichlinghausen
Seite 18 • Klingholzberg
Seite 21 • Tunnel Schee

Es ist endlich soweit. Wir feiern die lang ersehnte Eröffnung der Nordbahntrasse. Die ausgebaute Trasse wird uns neue Perspektiven auf Wuppertal eröffnen – auch für die Geschichtsarbeit. 2015 begehen wir den 70. Jahrestag der Befreiung Wuppertals von der Naziherrschaft und wollen auch diesmal der NS-Opfer würdig gedenken. Mit dem neuen Geschichtsprojekt „Vergessene Orte" möchten wir gleichzeitig unbekannte und vernachlässigte Orte der NS-Geschichte markieren und lokale Geschichten der Verfolgung und des Widerstands erzählen.

Zur Eröffnung präsentieren wir erstmals eine auf die Nordbahntrasse bezogene Fahrradtour auf den Spuren der NS-Zeit in Wuppertal. Die (kostenlose) Verteilung der Broschüre und ihre Verbreitung im Internet sollen Startschuss für ein innovatives Geschichtsprojekt sein, dass unser Geschichtsverein gemeinsam mit AkteurInnen aus Jugendarbeit, Schulen und der Universität Wuppertal rund um die Nordbahntrasse realisieren will. Vergessene Orte sind in Wuppertal vor allem die ehemaligen Lager für Minderheiten wie Sinti und Roma, für ZwangsarbeiterInnen oder KZ-Häftlinge oder die so genannten „Judenhäuser", aber auch die ehemaligen Notsiedlungen am Klingholzberg, am Clausenhof, auf dem Brahm und am Giebel. Hier wohnten die Ärmsten der Armen und, was wenig bekannt ist, auch viele aktive Nazi-Gegner und WiderstandskämpferInnen. Die ersten Razzien der SA richteten sich 1933 gegen die BewohnerInnen der Notsiedlungen wie auf dem Klingholzberg. Viele BewohnerInnen wurden inhaftiert, einige wurden von den Nazis ermordet, andere entzogen sich der Verhaftung und kämpften im Spanischen Bürgerkrieg.

Themen dieser Broschüre und der nachfolgenden Geschichtsprojekte sind u.a. das Zwangsarbeiter-Durchgangslager des Wuppertaler Arbeitsamtes am Giebel, die Zwangsarbeiter-Kinderbaracke der Firma Kolb & Co., das Sammellager für die Wuppertaler Sinti und Roma am Klingholzberg, die Untertageproduktion der ZwangsarbeiterInnen im Schee-Tunnel oder die Hintergründe des Burgholz-Massakers. In einem zweiten Schritt sollen an den mit dieser Broschüre markierten Orten Erinnerungszeichen, Hinweistafeln oder kleine „Denkmäler" im öffentlichen Raum entstehen. So gibt es z.B. konkrete Planungen für ein Denkmal an die im Arbeitsamtslager Giebel zu Tode gekommenen ZwangsarbeiterInnen.

AK Vergessene Orte

4 Bahnhof Vohwinkel

Erster Angriff auf Vohwinkel am 31.12.1944: Zwischen 14 und 15 Uhr starten 155 Lancaster-Bomber zum Angriff auf Vohwinkel.

Erschießung russischer Zwangsarbeiter

Ziel sind die Bahnanlagen. Bedingt durch eine dichte Wolkendecke müssen die Bomber ihre 1.500 Sprengbomben aus einer großen Höhe abwerfen. 250 Bomben erreichten ihr Ziel, 40 davon den Verschiebebahnhof. Es wurden sieben Häuser zerstört und 26 Häuser schwer beschädigt. Es sterben vier Menschen. (Zeittafel der AGVV; Das Historische Wuppertal. Bd. 3)

Am 2.Oktober 1945 entdeckten Beauftragte der französischen Kommission zur Aufklärung von Kriegsverbrechen ein Grab mit sechs toten Alliierten, die auf Befehl eines Wehrmachtsoffiziers an Sylvester 1944 in Vohwinkel erschossen wurden. Die Erschießung geschah in der Nähe des Bahnhofes Vohwinkel nach einem Angriff der britischen Luftwaffe. Es waren zwei Züge auf dem Bahnhof, ein Wehrmacht-Truppenzug und einer mit ausländischen Zwangsarbeitern oder Kriegsgefangenen. Durch den Luftangriff wurde ein Haus in der Nähe getroffen, und einige Leute aus dem Gefangenenzug holten sich Lebensmittel aus dem getroffenen Gebäude. Der deutsche Hauptmann, dem der Truppenzug unterstand, befahl, dass die Leute, die die Lebensmittel entwendet hatten, sich melden sollten. Als niemand vortrat, befahl er, dass sechs Männer, die aus verschiedenen Wagen herausgeholt wurden, sofort zu erschießen seien. Die Leute, die hierfür bestimmt wurden, wurden gezwungen, ihr eigenes Grab zu graben. Dann wurden sie in einer Reihe aufgestellt. Ein Mann versuchte zu entkommen. Er lief die Böschung hinauf, wurde aber erschossen, als er die Höhe erreicht hatte. (NRZ vom 6.10.1945)

Entdeckung der Leichen der Ermordeten des Vohwinkeler Massakers

Der Wehrmachtsoffizier wurde nie zur Verantwortung gezogen. Die Leichen der Russen wurden geborgen und an einem unbekannten Ort bestattet.

Bahnhof Vohwinkel

Zweiter Angriff auf Vohwinkel am 1.1.1945: Nach dem Misserfolg am Vortag fliegen am frühen Abend 141 Lancaster-Bomber einen weiteren Angriff.

Im Kanal ertrunken

1.010 Sprengbomben und eine Brandbombe trafen Vohwinkel diesmal. 106 zerstörte Häuser und 192 Tote waren die Folge. Der Verschiebebahnhof wird gezielt angegriffen, ein Großteil der Gleisanlagen, Stellwerke und Brücken werden zerstört, auch der Schwebebahnhof und die Werkstatt sowie die Schwebebahnstrecke werden schwer getroffen. (Das Historische Wuppertal. Bd 3)

Besuch ehemaliger ZwangsarbeiterInnen im Wuppertaler Rathaus

Bei den Vohwinkeler Angriffen am 31.12.1944 und am 1.1.1945 starben etwa 200 Menschen. 29 ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene waren unter den Toten, die meisten von ihnen waren aus einem Zwangsarbeiterlager der Reichsbahn an der Vohwinkelerstr. 166.

Nach Recherchen von Florian Speer flüchteten sich die Zwangsarbeitenden, aber auch Vohwinkeler BürgerInnen in einen Kanal, der den Krutscheider Bach unter den Bahnanlagen hindurchführte und der mit Bohlen abgedeckt war. Die „begehbare Röhre“ diente als Luftschutz-Unterstand. In der Mitte befand sich laut Speer eine trennende Bretterwand, so dass die deutschen Bewohner der Straßen Neulandweg und Bremkamp, die von Süden her dort Schutz fanden, und die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen der Reichsbahn, die den Schutzraum von Norden her erreichten, keinen unmittelbaren Kontakt hatten. Beim Angriff am 1.1.1945 zerstörten Bomben die Hauptwasserleitung oberhalb des Neulandweges. Eine Flutwelle überraschte die Menschen, die in der Röhre Schutz gsucht hatten. Eine unbekannte Zahl von Deutschen und mindestens 15 französische, russische und polnische ZwangsarbeiterInnen ertranken im Kanal. Die ausländischen Ertrunkenen wurden auf dem katholischen Friedhof in Vohwinkel und auf dem Friedhof am Norrenberg begraben.

Bhf. Varresbeck →

6 Bahnhof Varresbeck

In den Jahren 1942-1945 kamen am Bahnhof Varresbeck, aber auch am Bahnhof in Sonnborn, ein Großteil der etwa 135.000 ZwangsarbeiterInnen an. Sie wurden über das Durchgangslager Giebel zur Zwangsarbeit in das Gebiet des Gauarbeitsamtes Düsseldorf oder in andere Städte wie Bonn, Köln oder Salzgitter weiterverteilt. Etwa 25.000 wurden zur Zwangsarbeit in Wuppertal eingesetzt. Vom Bahnhof Varresbeck mussten die „ausländischen Arbeitskräfte" entweder zur so genannten „Entwesungsstelle" in die Sonnborner Industriestraße marschieren oder wurden direkt ins benachbarte Durchgangslager Giebel geführt.

„Rundfunkverbrechen" im Bhf. Varresbeck

In einem Verfahren 1943 ermittelte die Gestapo gegen 16 Franzosen und den Wirt der Bahnhofsgaststätte Varresbeck wegen „Rundfunkverbrechens". Ihnen wurde vorgeworfen, „fortlaufend Nachrichten eines verbotenen Feindsenders" gehört zu haben. Alle 17 „Verdächtige" wurden verhaftet, das Radio beschlagnahmt. Wegen Platzmangel im Gefängnis drängte die Gestapo auf schnelle Ermittlungen. Schließlich stellte sich heraus, dass der „feindliche Sender" der von den deutschen Besatzern zugelassene Sender in Toulouse war. (Speer: Ausländer)

Bahnhof Varresbeck vor der Restaurierung

unten: Lage des Durchgangslagers am Giebel

Giebel 7

Das Lager Giebel war vor der Nutzung als Durchgangslager ein städtisches Obdachlosenasyl für etwa 230 Personen, die in der Wirtschaftskrise ihre Wohnungen verloren hatten. Hier wohnten viele linksgerichtete Familien und Nazigegner wie z.B. der Spanienkämpfer Willi Krause, der am 30.6.1937 in Spanien starb. Der Kommunist Hans Goersmeier, der am Giebel 15 wohnte, wurde am 26.6.1933 nach einer Hausdurchsuchung vom SA-Führer Puppe und anderen SA-Männern festgenommen und später in einem Waldstück in der Beek tot aufgefunden. Der Körper wies einen Halsschuss und sechs Bauchschüsse auf.

Durchgangslager Giebel

Ab 1940 wurden die Baracken am Giebel als (städtisches) Kriegsgefangenlager für 1.200 Personen genutzt und mit französischen und sowjetischen Kriegsgefangenen belegt. Anfang 1942 wurde es auf Wunsch des Arbeitsamtes geräumt, „weil es mit Russen belegt werden" sollte. Im Frühjahr 1942 ordnete das zuständige Landesarbeitsamt Köln die Nutzung als regionales Durchgangslager an. Der Giebel wurde dadurch eines von 50 reichsweiten Durchgangslagern, über die ZwangsarbeiterInnen und politische Gefangene in die jeweiligen Gaue verteilt wurden.

Die ArbeiterInnen mussten sich einer „Desinfektion" und (ärztlichen) Begutachtung unterziehen und wurden auch zur Enttrümmerung bombardierter Stadtteile eingesetzt. Oft wurden sie nach einigen Tagen wie auf einem Sklavenmarkt an örtliche Unternehmer und Bauern „verkauft" oder in die Städte des Arbeitsamtsbezirks Düsseldorf, aber auch bis nach Köln und Bonn „verteilt". Ein Großteil der Niederländer, die erst Ende 1944 bei den großen Razzien in Rotterdam, Limburg und Roermond ergriffen und nach Wuppertal deportiert wurden, kamen zum „Arbeitseinsatz" weit weg von der niederländischen Grenze im Raum Salzgitter und Lehrte zum Einsatz. Das sollte wohl Fluchten erschweren.

Wie die Berichte von ehemaligen ZwangsarbeiterInnen belegen, waren die Lebensverhältnisse am Giebel menschenverachtend. Verantwortlich für die Lagerführung war das Gauarbeitsamt in Düsseldorf und das Arbeitsamt in Wuppertal. Die Bewachung wurde von der Wachschutz-Firma Hagen übernommen. In dem als Durchgangslager gedachten Lager starben mindestens 109 Menschen, 40 davon waren Kinder. Bereits bei der Ankunft wurden die Deportierten drangsaliert, mit Hunden bedroht und z.T. geschlagen. Aber nicht nur deutsche Wachleute und ausländische Hilfskräfte terrorisierten die ZwangsarbeiterInnen. Auch der Lagerführer vergriff sich an Zwangsarbeiterinnen und vergewaltigte mehrere russische Frauen. Er wurde im Januar 1943 von der Gestapo festgenommen und musste drei Monate ins KZ Sachsenhausen. Die betroffenen Frauen wurden „aus dem Lager entfernt" und fanden „im Polizeipräsidium Wuppertal als Reinigungskräfte Verwendung," heißt es in der Gestapoakte lapidar.

„Als wir in Deutschland ankamen, wurden wir im Lager Giebel in Wuppertal untergebracht. Zuerst wurden in das Lager so viele Ostarbeiter getrieben, dass es keinen Platz mehr zum Liegen gab," berichtet Evgenija Ivanovna M.

ZwangsarbeiterInnen berichten

„Wir konnten nur sitzen, einer neben dem anderen, dann wurden wir in Baracken untergebracht, die aus Holz waren, wir schliefen zu zwei Personen auf blanken Pritschen in drei Stöcken, der Raum wurde nicht geheizt, und wir wuschen uns in einem Bach, (…) an den Füßen trugen wir Holzschuhe und unsere Kleidung hatte auf der Schulter oder am Ärmel die Aufschrift ‚OST'".

„Das Lager war dreireihig mit Stacheldraht umzäunt, durch den Strom floss, da standen Polizisten, die uns ständig schlugen, aber unter uns Ostarbeitern waren Mutige, die aus dem Lager flohen. Aber sie wurden alle gefangen und in ein Konzentrationslager gesteckt. Wir haben nichts mehr von ihnen gehört und sie bis heute nicht wiedergesehen. Als wir im Lager Giebel waren, arbeiteten wir bei der Trümmerräumung in Wuppertal, Elberfeld, Vohwinkel, Remscheid, Barmen, Oberbarmen usw. Nach Bombardierungen räumten wir Ruinen, reparierten Straßen und Straßenbahnen. Während der Bombardierungen wurden wir nicht in den Bunker gelassen, die Bewohner selbst schlugen uns, trieben uns hinaus und brüllten uns an ‚Jude'".
(Evgenija Ivanovna M., Chmelnitzki)

„Unter Bewachung wurden wir nach Deutschland gebracht, nach Wuppertal, da war ein großes Verteilungslager, sehr große Baracken, Pritschen in vier Etagen, Essen bekamen wir einmal täglich. Zu diesem großen Lager kamen Fabrikanten und Bauern. Die Bauern hatten die Auswahl wie beim Vieh auf dem Markt. Und den Fabrikanten wurden sie in Reihen aufgestellt und abgezählt, wie viele Personen der Fabrikant forderte." (Marija F. Dozenko, Charkov)

Baracken am Giebel

„Das war wirklich ein Drecksloch, und nach ein paar Tagen waren wir völlig verlaust", so der ehemalige Zwangsarbeiter Wiel Tulmans in seinem Tagebuch. Der Niederländer Tulmans wurde als 14 jähriger, zusammen mit etwa 3.000 Leidensgenossen, von der Wehrmacht bei so genannten Kirchenrazzien im Oktober 1944 in Limburg gekidnappt und nach Wuppertal deportiert.

„Quälend langsam krochen die Stunden dahin. Als die Türen endlich aufgeschlossen wurden, war der Morgen schon ein gehöriges Stück vorgerückt. Doch das Gefühl von Erleichterung hielt noch keine Minute an."

Lagerregime

„Lagerleben und Tagesroutine ließen solche Empfindungen nicht zu. Unter wüstem Gebrüll und Geschimpfe der Bewacher – überwiegend ukrainische Freiwillige – mussten alle antreten. Dem Drecksvolk war offensichtlich alles daran gelegen, bei den deutschen Vorgesetzten einen Stein im Brett zu haben. Grauenhafte Szenen spielten sich ab. Feixend sahen sie zu, wie ein Hund einen polnischen oder russischen Gefangenen fürchterlich zurichtete. Den beiden limburgischen Gruppen (...) hielt der ‚Lagerführer' eine kurze Rede. Er stellte ihnen eine Behandlung als freie Niederländer in Aussicht, mit Rechten und Verpflegung wie die Deutschen. Wer inzwischen den Wert solcher Zusagen aus dem Mund von Nazis schätzen gelernt hatte, wusste, dass dieser Schurke das Gegenteil meinte."

Die ehemaligen Zwangsarbeiter Jan Verwurt, Maan Spee und Denis Latiers aus Roermond

Waschgelegenheit kannte das Lager nicht, wohl eine Latrine: „Solch eine Schweinerei habe ich nie gesehen, und einen derartigen Gestank habe ich noch nie im Leben gerochen. Wenn du reinkamst, fielst du so was von um von der Luft, die da hing. Die fürchterliche Latrine bestand aus einer langen Rinne, ungefähr anderthalb Meter breit und einen halben Meter tief. Darin lag der Kot von mindestens zwei Jahren. Jeder Tritt, den du machtest, war in Kot und Urin. Über zwei Meter Länge waren Pfähle in den Boden geschlagen und in Höhe von einem halben Meter ein runder Balken draufgeschlagen, zu schmutzig, um darauf zu stehen, geschweige denn zu sitzen. Auf jeder Seite war Platz für zehn Mann. Auf Kommando mussten wir die Hosen herunterlassen für die eventuelle Notdurft. Bei den meisten ging es von selbst wegen der Angst." (Cammaert: **Sporen**)

Es ist nur wenig bekannt, dass die Wehrmacht Ende 1944 Zehntausende von Niederländern kidnappte und vorzugsweise über das Durchgangslager am Giebel nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppte.

„De tocht van de 3.000“ aus Roermond

In Roermond hatten Fallschirmjäger vor Weihnachten zunächst erfolglos die männliche Bevölkerung mit Plakaten aufgerufen, sich für die Zwangsarbeit registrieren zu lassen. Viele versteckten sich daraufhin bei Verwandten oder tauchten unter. Als ein Versteck von 13 „Onderduikers“ an die Deutschen verraten wurde, statuierte die Wehrmacht ein Exempel zu Weihnachten. Ein Standgericht verurteilte die Männer zum Tode und ließ sie an den folgenden Tagen exekutieren. Gleichzeitig wurden unter der Androhung der Todesstrafe alle Roermonder zwischen 16 und 60 Jahren aufgerufen, sich am 30.12.1944 vor der Ortskommandantur zu sammeln.

Die ehemaligen Zwangsarbeiter Jan Verwurt, Maan Spee und Denis Latiers aus Roermond

Als „Marsch der 3.000“ („De tocht van de 3.000“) ist die Nacht zum 31.12.1944 in die Erinnerung der Roermonder Bevölkerung eingegangen. Etwa 3.000 Jungen und Männer wurden gezwungen, in dieser Nacht unter Bewachung nach Dülken zu marschieren. Als künftige Zwangsarbeiter mussten sie in der unüberdachten Radrennbahn bei Bodenfrost und Schnee ausharren, bis sie am nächsten Tag mit dem Zug ins Lager am Giebel gebracht wurden.

Dann gerieten sie in den Vohwinkeler Bombenangriff. Sie wurden direkt am folgenden Tag zu Aufräumarbeiten am Rangierbahnhof eingesetzt und sie erlebten sogleich die Erschießung eines polnischen Zwangsarbeiters, der sich Nahrung aus einem Trümmergrundstück „angeeignet“ hatte. Nach nur wenigen Tagen am Giebel wurden die Roermonder schließlich in andere Städte zur Zwangsarbeit verteilt. Die meisten hatten nur ein Ziel: So schnell wie möglich stiften zu gehen und einen oft gefährlichen Weg zurück in die nahe Heimat zu finden. (Schupetta: **Memoo**)

Wir trauern um die Bewohnerinnen des Lutherstift:
Emma Becker († 15.5.1944), Mathilde Weber († 8.7.1944), und
Jakobine Plett († 8.7.1944), alle ermordet in Meseritz-Obrawalde

Vom Lutherstift nach Meseritz-Obrawalde

319 Wuppertaler „Euthanasie“-Opfer sind bisher namentlich bekannt, 148 wurden in der 2.Mordphase ab 1943 in Meseritz-Obrawalde ermordet. Die Opfer der Euthanasie-Morde kamen aus allen gesellschaftlichen Schichten, es waren Kinder, Erwachsene und sehr alte Menschen. Ermordet wurden Patienten der Forensik und der „Heil- und Pflegeanstalten“, politische und jüdische KZ-Gefangene und kranke ZwangsarbeiterInnen. Die ersten Opfer der Gaskammern waren Insassen der Forensik-Anstalten und jüdische Heiminsassen, die ungeachtet von Arbeitsfähigkeit und möglicher Gesundung selektiert wurden. Kaum bekannt ist, dass die Nazis in der Endphase des Krieges auch gezielt BewohnerInnen von Altenheimen ermordeten. Weil zusätzliche Betten für Wehrmachtslazarette gebraucht wurden, wies man reichsweit die Leitungen der Altersheime an, ausgewählte BewohnerInnen in so genannte Heil- und Pflegeanstalten zu verlegen und Platz zu schaffen.

In Wuppertal waren neben dem Lutherstift Menschen aus den Altenheimen Wilhelminenstift in Langerfeld, in der Wikingerstraße, der Neviandtstraße und aus dem Arbeitshaus am Neuenteich betroffen. Die ausgewählten Wuppertaler AltenheimbewohnerInnen wurden zunächst in die „Heil- und Pflege-Anstalt“ Langenfeld-Galkhausen abgeschoben. Dort bestand auch nach dem Abbruch der 1. Euthanasie-Mordphase höchste Lebensgefahr für alle PatientInnen, weil ab 1943 wieder Todestransporte nach Meseritz-Obrawalde zusammengestellt wurden. Die teilweise Hochbetagten wurden 1943/44 in mehrtägigen qualvollen Eisenbahntransporten deportiert und vom „medizinischen Personal“ vergiftet oder totgespritzt.

Die Transporte kamen meist spätabends auf dem anstaltseigenen Gleis in Meseritz-Obrawalde an. Nicht arbeitsfähige PatientInnen wurden innerhalb weniger Tage umgebracht. Zunächst arbeitsfähige PatientInnen überlebten, solange sie ihre Arbeitskraft erhalten konnten. Von einer Beteiligten wurden die Morde so beschrieben: „Ich begleitete die Kranke in das Behandlungszimmer, nahm aus einer Tüte drei Esslöffel Veronal, löste es in einem Glas Wasser und gab es der Kranken zu trinken. Wenn sich die Kranke widersetzte, musste man eine dünne Sonde anwenden. Gelegentlich gab es dabei Nasenbluten.“ Für die Männerabteilung berichtete ein Pfleger, dass Kranke in das Todeszimmer gerufen wurden, eine Injektion mit einer Überdosis Morphium oder Scopolamin erhielten und dann „schnell starben“. In die überlieferten Krankenakten trugen die Mörder als Todesursache oft „Altersschwäche“ oder „allgemeiner Kräfteverfall“ ein. (Beddies: **Meseritz-Obrawalde**)

12 Ölberg, Ostersbaum

Ölberg, Ostersbaum

Trotz Massenverhaftungen, Folter in der Kemna und SA-Mord auf der Straße schöpften vor allem die kommunistischen AktivistInnen 1934 noch einmal Hoffnung und bauten in Betrieben illegale Gewerkschaftsgruppen auf.

Illegale Gewerkschaftsgruppen

„In Wuppertal gab es viele gute Genossen und die haben viele gute Gruppen aufgebaut. In fast allen größeren Betrieben hatten wir freie Gewerkschaftsgruppen. Aus den Betrieben bekamen wir Berichte, aus den Stadtteilen. (…) Aus diesen Berichten fertigten wir die Zeitungen (…) . Die Auflage war nicht viel größer als vielleicht hundert Stück, aber die Zeitungen wurden uns regelrecht aus den Händen gerissen und von den Männern und Frauen regelrecht verschlungen. Die gingen dann von Hand zu Hand und waren am Ende ganz zerrissen." (Paul Claasen, Gewerkschaftsfunktionär)

Einer der Schwerpunkte der politischen Arbeit war der Kampf gegen Arbeitszeitmessungen mit der Stoppuhr. Sie protestierten gegen Lohnabzüge und Entlassungen von missliebigen Arbeitern. Die Arbeiter wehrten sich auch gegen den automatischen Lohnabzug der DAF-Beiträge [„Deutsche Arbeitsfront"] und von Spenden fürs „Winterhilfswerk".

Im Bereich Osterbaum gab es Betriebszellen bei Huppertsberg und bei den Storchwerken. Bei Huppersberg waren es vor allem Frauen, die sich um Ida Ahrweiler und Hanna Brück in der Betriebszelle organisierten. Bei den Storchwerken waren mindestens acht Arbeiter in die Gewerkschaftsgruppe involviert, es wurden Gewerkschaftsbeiträge kassiert und der illegale „Textilarbeiter" verteilt. Zu nennen sind besonders Walter Gieskes, Walter Richter, Ernst Spieker und Otto Heyer. Über Otto Heyer lief auch der Kontakt zur KPD -Gewerkschaftsleitung um Cläre Muth.

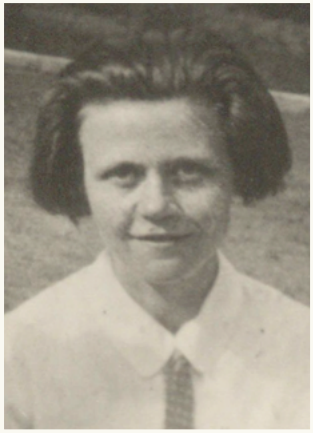
Das Werk von Cosman, Villbrandt & Zehnder (Goldzack) in der Wiesenstraße

Die mitgliederstärkste illegale Gewerkschaft agierte bei Cosman, Villbrandt & Zehnder (Goldzack), einer Gummibandfabrik an der Wiesenstraße 118-120, dort, wo heute u.a. das Talton-Theater ansässig ist.

Bummelstreik und Gewerkschaftsprozesse

Das an der Nordbahntrasse gelegene Goldzack-Werk galt als linke Hochburg. Mit Fritz Benner amtierte vor 1933 zeitweise gar ein anarchosyndikalistischer Betriebsrat. Die ersten Berichte über betriebliche Aktionen stammen aus dem Jahr 1934. Die Widerstandskämpferin Cläre Muth berichtete, dass bei Cosman, Villbrandt & Zehnder die Akkordsätze gekürzt werden sollten. Als Reaktion tauchten sofort überall im Betrieb kleine Handzettel auf, „die den Arbeiterinnen rieten, wie sie sich gegen diese Maßnahme wehren sollten." In der Dunkelheit befestigte Cläre Muth mit einigen Genossen die Zettel an den Bäumen, die vor der Fabrik standen. Zuverlässige und mutige Frauen nahmen Zettel mit in den Betrieb. Überall wurde diskutiert. Die Frauen traten in eine Art Bummelstreik und erreichten, dass sich der DAF-Vertrauensmann für die alten Akkordsätze einsetzte. Das und andere Widerstandsaktionen wollten die Nazis natürlich nicht dulden. Zu Beginn des Jahres 1935 startete die Gestapo eine beispiellose Verhaftungsoperation. Alleine bei Goldzack wurden 25 ArbeiterInnen festgenommen und vor Gericht gestellt.

Von 1935 bis 1937 wurden im Großraum Wuppertal insgesamt mehr als 1.900 Menschen verhaftet und 649 Personen von ihnen in den Wuppertaler Gewerkschaftsprozessen wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Teil zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. 17 Aktivisten verloren ihr Leben bereits während der polizeilichen Voruntersuchung. Willy Muth, Genosse und Ehemann von Cläre Muth, überlebte die Folterverhöre nicht. Cläre Muth selbst musste in die Niederlande flüchten.



Cläre und Willy Muth

← Ölberg

Loh, Unterbarmen →

14 Unterbarmen, Loh

Friedrich Strunk, Jahrgang 1900, lebte mit seiner 5 köpfigen Familie in der Notsiedlung am Clausenhof Nr. 42. Der gelernte Bandwirker und Tuchmacher wurde aber in der Krise erwerbslos und musste als Hilfsarbeiter und als so genannter Pflicht- und Notstandsarbeiter arbeiten.

SA-Mord unter der Clausen-Brücke

Strunk war den Nazis wohl besonders verhasst, weil er, so ein Vermerk in der Wiedergutmachungsakte, früher Mitglied in der NSDAP und in der SA war und zum kommunistisch orientierten „Kampfbund gegen den Faschismus" übertrat. Er hatte sich zudem geweigert, für die Nazis Fahnen herzustellen.

Am 20.3.1933 wurde Friedrich Strunk verhaftet und bis zum 15.6.1933 im KZ Brauweiler festgehalten. Nur wenige Tage nach seiner Entlassung wurde er am 29.6.1933 mitten in der Nacht von acht SA-Männern aus seiner Wohnung geholt und unter der Clausen-Brücke ermordet. An der Brücke angekommen, so berichtete die Frau von Friedrich Strunk im Antrag auf Wiedergutmachung, erlaubten ihm die SA-Leutes scheinbar, dass er nach Hause und zu seinen Kindern zurückkehren könne. „Er hatte den Banditen kaum den Rücken gewendet, [da] fielen von hinten Schüsse. Er bekam fünf Kopf- und drei Rückenschüsse." Nach Ermittlungen der Kriminalpolizei konnten die Täter nicht namhaft gemacht werden. Die Mordermittlungen wurden bis Mai 1945 nicht weiter verfolgt, weil die Nazis an der Regierung waren. Seine Ehefrau bekam bekam in den 12 Jahren keine Familienfürsorge. Waisenrente sowie weitere Unterstützungen wurden von den Nazis immer abgelehnt. Wegen Geldmangel wurden der Familie durch Gerichtsvollzieher sogar ein Kohleherd, ein Gasherd und ein Radio weggenommen. (Stadtarchiv Wuppertal)

Wohnung von Friedrich Strunk

Ölberg, Ostersbaum

Wichlinghausen 15

Ungefähr 25.000 ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene mussten in Wuppertal Zwangsarbeit leisten. Von ihnen starben mindestens 1.107, die uns namentlich bekannt sind. Unter den toten ZwangsarbeiterInnen sind auch 175 Zwangsarbeiterkinder.

Säuglingssterben bei Kolb und Co.

Die höchste Todesrate hatte das Durchgangslager am Giebel, das unter der Verwaltung des Arbeitsamtes stand. Hier starben 40 Kinder. Vor allem die Kinder russischer oder ukrainischer Müttern hatten geringe Überlebenschancen: Florian Speer hat für das Jahr 1944 bei diesen Kindern eine Todesrate von 24,5 % errechnet. Die Todesrate für polnische Kinder betrug im gleichen Zeitraum „nur" drei Prozent.

Kolb & Co in der Rathenaustraße 23

Eine hohe Sterberate hatte das „Säuglingsheim" der Firma Kolb & Co. In der Germanenstraße 58 starben von 1944 bis Mitte 1945 allein 27 Säuglinge und Kinder. Nach Angaben des Arbeitsamtes standen bei Kolb & Co. in diesem Zeitraum 30 Plätze für Säuglinge zur Verfügung. Über die genauen Todesumstände der Kinder gibt es keine gesicherten Informationen. Nur im Fall des am 27.2.1945 gestorbenen zwei Monate alten Peter Skibenko gibt es einen Hinweis auf schlechte Behandlung: In der Sterbeurkunde steht lapidar „Unglücksfall Germanenstr. 78 - Erstickt durch zu starkes Zudecken." Deutlicher wird die Ukrainerin Tatjana Bilyk: „Unser Leid begann da, als ich meinen Mann kennenlernte. Ich wurde schwanger und bekam einen Sohn. (…) Als mein Sohn 6 Monate alt war, wurde ich in die Fabrik Kolb & Co verlegt. Dort war ein Hort. Auf die Kinder passte eine Deutsche auf, die Martha hieß und zwei Russinnen. Als ich mich weigerte, wegen meinem Kind Nachtschicht zu arbeiten, schlug mich der [Unter]Lagerführer und zeigte mich bei der Gestapo an." Tatjana Bilyk in ein Arbeitserziehungslager in Ronsdorf geschickt. „Als ich aus dem Straflager zurückkehrte; war mein Sohn schon zum Skelett abgemagert. Als ich ihn hochhob, war unter ihm schon ein Haufen Würmer." Ihr Sohn starb fünf Wochen vor der Befreiung, angeblich an Tuberkulose.

Wichlinghausen

1944/1945 lag Wuppertal weitgehend in Trümmern. Viele Fabriken, aber auch Zwangsarbeiter-Lager waren völlig zerstört, die Lebensbedingungen in Wuppertal wurden immer schlechter.

Überlebenskampf der Zwangsarbeiter

In dieser Situation versuchten viele ZwangsarbeiterInnen in ihre Heimatländer zu flüchten, oder sie sie tauchten in den Trümmerlandschaften unter. Die Untergetauchten schlossen sich häufig zusammen, um den Überlebenskampf besser bewältigen zu können. Da sie sich nicht offen zeigen konnten, waren sie gezwungen, Lebensmittel auf illegalem Weg – auf dem Schwarzmarkt oder durch Diebstähle – zu beschaffen.

Ab etwa 1943 bestand über den Widerstandskämpfer Karl Igstaedter ein fester Kontakt zu einer Gruppe sowjetischer Zwangsarbeiter, die im Lokal „Schützengilde" untergebracht war und auf dem Güterbahnhof Wichlinghausen Be- und Entladearbeiten verrichtete. Aus ihnen rekrutierten sich offensichtlich auch die Zwangsarbeiter und entflohenen Kriegsgefangenen, die Ende 1944 begannen, im Großraum Wuppertal bewaffnete Gruppen zu bilden, die zum Teil illegal in Trümmergrundstücken lebten, Lebensmittel requirierten und eine Reihe von Einbrüchen und Überfällen organisierten.

Bahnhof Wichlinghausen

In der Nacht vom 21. auf den 22. Januar 1945 kam es zu einem folgenschweren Zwischenfall bei einem Überfall auf Güterwagons im Bahnhof Wichlinghausen. Ein Reichsbahnangestellter und ein sowjetischer Zwangsarbeiter starben bei einem Schusswechsel. Wenige Tage später umstellten Polizei und Beamte der „Reichsbahnfahndung" ein Haus, das in Heckinghausen von Zwangsarbeitern bewohnt war. Die Zwangsarbeiter waren bewaffnet und im „Feuergefecht mit russischen Banditen" starben zwei Russen und ein Polizist. Insgesamt wurden fünf Polizisten bei dem Schusswechsel verwundet und ein weiterer Zwangsarbeiter wurde schwer verletzt.

Wichlinghausen

Nach umfangreichen Razzien wurden insgesamt 80 russische Zwangsarbeiter nach den Ereignissen von Heckinghausen von der Gestapo festgenommen und ins Polizeipräsidium verbracht.

Das Massaker im Burgholz

Die inhaftierten ZwangsarbeiterInnen wurden schwer gefoltert und zu Aussagen erpresst, denen weitere Verhaftungen folgten. Alle Inhaftierten waren nach Aussage der Gestapobeamten aus ihren Firmen geflohene „Ostarbeiter". Sie hätten sich von der Arbeit ferngehalten, um vom Stehlen zu leben. Bei den verübten Verbrechen handele es sich um etwa 400 schwere Einbrüche in Wuppertal, hauptsächlich auf Lebensmittelgeschäfte und Luftschutzkellern. 30 Personen aus dieser Gruppe, unter ihnen sechs Frauen, wurden von der Wuppertaler Kripo auf Befehl von Josef Hufenstuhl in der Nähe des Polizei-Schießstands im Burgholz Ende Februar 1945 ermordet. Eine unbekannte Anzahl wurde in Konzentrationslager wie Buchenwald deportiert.

Auch Karl Igstaedter kam die Gestapo auf die Spur. Wie Karl Igstaedter in ihren Fokus geriet, ist bis heute nicht sicher bekannt. Am 10. Februar 1945 erhängte er sich jedenfalls in der Verbindungsgasse von der Langobardenstraße zur Schwarzbach. Die Sterbeurkunde weist Selbstmord aus „Angst vor Strafe" aus. Der Generalanzeiger vom 14.2.1945 nannte als Grund, Igstaedter wäre beschuldigt worden, „mit fremdvölkischen Einbrechern, die auch den Rangierer auf dem Bahnhof Wichlinghausen erschossen haben, Beziehungen unterhalten" zu haben. Er hätte „Ostarbeiter" in der Wohnung beherbergt und „Diebesgut" erhalten. Schließlich hätte er sein „schändliches Verhalten erkannt und sich selbst gerichtet."

Auch nach dem Tod Igstaedters ließ die Gestapo nicht locker. Seine Ehefrau, Hedwig Igstaedter, wurde festgenommen und im Polizeigefängnis Barmen in der Bachstraße eingesperrt. Dort fand man sie am 17.2.1945 erhängt auf.

Erinnerung an Herta Cleff

Auch auf das Schicksal von Herta Cleff soll hingewiesen werden. Die Jüdin, die mit einem „Arier" verheiratet war, musste bei der Firma Engel und Co. in Wichlinghausen arbeiten. Am 4.8.1943 denunzierte die Geschäftsleitung die Arbeiterin schriftlich bei der Gestapo in Wuppertal: „Sie hat, ohne selbst bombengeschädigt zu sein, 14 Tage gebummelt, will Aufforderungen zur Arbeit von uns nicht erhalten haben." Der Gestapobeamte Ruhtz notierte: „Die Jüdin Cleff wurde wegen wiederholter Arbeitsbummelei zur Anzeige gebracht. Wegen der gleichen Handlung wurde sie am 16.4.1943 staatspolizeilich gewarnt. Am 6.8.1943 festgenommen und Schutzhaftantrag gestellt." Herta Cleff wurde nach Auschwitz gebracht und starb nur wenige Monate später am 4.12.1943.

18 Klingholzberg

Die Verfolgung der Wuppertaler Sinti und Roma ist bisher nur in Ansätzen erforscht. Nur 54 Sinti und Roma sind bislang namentlich bekannt, die in den Lagern den Tod fanden oder während der NS-Zeit ermordet wurden.

Verfolgung der Sinti und Roma

1941 sollen im Polizeibezirk Wuppertal, der die Großstädte Wuppertal, Solingen und Remscheid umfasst, noch 120 Sinti gelebt haben. „Zigeunerlager" gab es im Werbsiepen am Blombacher Bach, am Nöllenhammer 8 in Wuppertal -Küllenhahn und ab 1942 vor allem in der Notsiedlung Klingholzberg in Barmen.

Sinti-Familie aus Wuppertal

Die ersten reichsweiten Verhaftungen von Sinti und Roma erfolgten im Rahmen der Aktion „Arbeitsscheu Reich". Ob Wuppertaler Sinti und Roma betroffen waren, ist bisher nicht bekannt. Zu ersten Verhaftungen und der Einlieferung in Konzentrationslager kam es ab 1940. Georg Fichtner, der Verwalter der Notsiedlung Klingholzberg, sprach von zahlreichen Verhaftungen: „Im Laufe des Krieges wurden viele Zigeuner wegen Arbeitsverweigerung in Haft genommen." Die ersten Einlieferungen in Konzentrationslager von Wuppertaler Sinti und Roma erfolgten zunächst noch als individuelle Verhaftungen – meist als so genannte „Arbeitszwang Reich" (AZR)-Gefangene. Bisher sind acht Gefangene bekannt, die in den KZ's gestorben sind.

Am 27.4.1940 ordnete Heinrich Himmler die Deportation ganzer Familien an. Im Mai 1940 gehen die Deportationszüge mit 2.800 deutschen Sinti und Roma in das „Generalgouvernement" ab. Unter den ca. 330 im Mai 1940 aus Köln Deportierten sind Sinti und Roma aus dem Raum Düsseldorf und dem westlichen Ruhrgebiet – darunter sollen auch Wuppertaler gewesen sein. In der Folge des so genannten Auschwitz-Erlasses für „Zigeuner", mit dem Himmler die systematische Verhaftung und Deportation der noch im Reich verbliebenen Sinti und Roma in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau anordnete, wurden im Frühjahr 1943 von der Kripo auch in Wuppertal Verhaftungen eingeleitet.

Die lokalen Kripostellen hatten bei der Zusammenstellung der Deportationslisten überraschend großen Spielraum. Es gab sogar Ausnahmeregelungen für diejenigen, die nicht deportiert werden sollten.

Deportation vom Klingholzberg

Wer als „Zigeuner",„Zigeunermischling" oder „sozial angepasster Zigeuner" eingestuft wurde, entschieden letztlich die lokalen Beamten der Kriminalpolizei; das Reichskriminalpolizeiamt gab „lediglich" Klassifikationskriterien vor. Der Großteil der Wuppertaler Sinti und Roma lebte zu diesem Zeitpunkt in der städtischen Notsiedlung auf dem Klingholzberg. Von dort aus wurden sie am 3.3.1943 im Beisein eines uniformierten Polizisten und zweier Zivilbeamter auf einen großen LKW verfrachtet und abtransportiert. In Wuppertal wurden u.a. die Familien Franz, Widic, Munk, Reinhardt, Marx und Paßquali nach Auschwitz deportiert, mindestens 41 Wuppertaler Sinti und Roma starben in Auschwitz.

Über die genauen Verantwortlichkeiten bei dieser Deportation wissen wir nur wenig. Wer waren die Zivilbeamten? Wer hat die Deportationslisten erstellt, wer den Transport organisiert und begleitet? Im Vorfeld versuchte ein namentlich noch nicht bekannter Kripobeamter auch an Geld und Vermögen der Wuppertaler Sinti heranzukommen. So beschreibt die Auschwitz-Überlebende Maria Paßquali, dass vor der Deportation am 3. März 1943 regelmäßig ein Kripobeamter bei ihrer Familie zu Hause war. Der Polizist versprach, dass er dafür sorgen werde, dass die Familie nicht abtransportiert würde. Als „Gegenleistung" eignete er sich den Goldschmuck der Familie an. Die Familie Paßquali wurde trotzdem nach Auschwitz deportiert.

Deportation von Sinti und Roma in Remscheid

Im Zusammenhang mit so genannten „Zigeunerangelegenheiten" sind in Wuppertal bisher nur zwei Kripobeamte aktenkundig. Der eine ist Matthias Jene vom Erkennungsdienst, der andere ist Paul Kreber, der nachweislich eine Wuppertaler Sinti-Familie vor der Deportation bewahrte. Kreber war aber auch für die „ständige und tägliche Kontrolle" der „Zigeunerfamilien" am Klingholzberg verantwortlich. In dieser Funktion war er von 1941-1943 auch an Razzien, Kontrollen und Verhaftungen von Sinti beteiligt, die z.T. mit Abschiebungen, aber auch mit der Einlieferung in Konzentrationslager und dem Tod der Inhaftierten endeten.

Von der ehemaligen Notsiedlung Klingholzberg ist heute nur noch wenig sichtbar. Als ob die Vergangenheit und vor allem das Leid der ehemaligen BewohnerInnen unsichtbar gemacht werden sollte. Hier lebten bis in die 1970iger Jahre Familien, die vielfältig diskriminiert wurden. Die Kinder und Jugendlichen hatten es doppelt schwer.

Den Nazis ein Dorn im Auge

Wer als Kind vom Klingholzberg kam, wurde fast automatisch in die Sonderschule abgeschoben, trotzdem haben viele den Absprung aus der Armut ihrer Familien geschafft. Und trotz allem erzählen ehemalige Kinder des Klingholzberg von den Freiheiten einer glücklichen Kindheit.

Der Klingholzberg in Barmen – aus der Stadtschreibung fast getilgt

Den Nazis war die Notsiedlung am Klingholzberg ein besonderer Dorn im Auge. Viele BewohnerInnen waren links und in Arbeiterparteien organisiert. Mindestens 13 WiderstandskämpferInnen hatten notgedrungen zeitweise ihren Wohnsitz am Klingholzberg. Zu nennen ist z.B. der ehemalige Bemberg Betriebsratsvorsitzende Friedrich Porbeck, der 1932 eine antifaschistische Betriebswehr bei Bemberg mit Revolvern ausrüstete. „Als im Jahre 1933 die NSDAP an die Macht gelangte, fanden fast täglich Durchsuchungen in der Siedlung statt. Eines Morgens hatte die gesamte SA von Wuppertal die Siedlung umstellt und sämtliche Wohnungen durchsucht. Wo etwas gefunden wurde, der musste mit und kam ins KZ Lager Kemna“, so der damalige Verwalter.

Wenig bekannt ist auch, dass viele BewohnerInnen der Notsiedlungen auf Anordnung des Gesundheitsamtes und auf Anraten von Sonderschullehrern zwangssterilisiert wurden. Ältere BewohnerInnen wurden zu Euthanasie-Opfern und u.a. in Meseritz-Obrawalde totgespritzt.

1944 begannen die Nationalsozialisten damit, für kriegswichtige Rüstungsbetriebe unterirdische Produktionsstätten zu schaffen. Auch in Wuppertal wurden solche Produktionsstätten unter die Erde verlegt. Im Schee-Tunnel wurden Rumpfteile für den Düsenjäger Me 262 gefertigt. Bis heute kann man Spuren finden - eine Gedenktafel für die Zwangsarbeiter gibt es nicht.

Kauz im Tunnel

Die unterirdische Produktionsstätte wurde für die Vohwinkeler Herdfabrik Homann auf der Strecke von Wichlinghausen nach Sprockhövel eingerichtet und erhielt den Decknamen „Kauz“. Hierfür wurde 1944 die östliche Tunnelröhre des Doppeltunnels stillgelegt. Anfang 1944 wurden die Homann-Werke in das so genannte „Jägerprogramm“ aufgenommen. Die Produktion wurde auf die Fertigung von Teilen des Düsenjägers Messerschmitt Me 262 umgestellt, und die Firma Homann richtete im Schee-Tunnel ein Ausweichwerk für die Rumpfspitzen-Produktion des Flugzeuges ein. Nach bisherigen Recherchen waren etwa 400 ZwangsarbeiterInnen im Tunnel, in der Küche und in den Baracken eingesetzt. Ursprünglich war die Untertagefabrik für 1.000 Zwangsarbeiter und andere ArbeiterInnen ausgelegt.

Der größte Teil der etwa 400 Zwangsarbeiter waren so genannte Ostarbeiter. Sie kamen jeden Morgen per Zug aus den Homann-Lagern in Vohwinkel und Elberfeld. Es wurden aber auch ein Häftlingskommando aus dem Zuchthaus Lüttringhausen, niederländische und belgische Zwangsarbeiter eingesetzt. Die Belgier und Niederländer waren oberhalb des heutigen Tunnelwegs in Baracken untergebracht. Die Küchenbaracken standen im Steinbruch auf der Ostseite vor dem Tunnel.

Flugzeugfabrik unter Tage

Der Schee-Tunnel ist ein 722 Meter langer, zweiröhriger Eisenbahntunnel der alten Bahnstrecke Wuppertal-Wichlinghausen-Hattingen. Er verbindet Sprockhövel-Schee mit Wuppertal-Nächstebreck. Der Tunnel unterquert die Straße Mollenkotten an der Stadtgrenze von Wuppertal und Sprockhövel. Die beiden Röhren haben eine Höhe von 5,50 Metern und eine Breite von 5,10 Metern (westlicher Tunnel) beziehungsweise 4,90 Meter (östlicher Tunnel).

Um das Fertigungsvolumen realisieren zu können, mussten während der laufenden Flugzeugteile-Produktion umfangreiche Baumaßnahmen durchgeführt werden. Nach einer Bauzeit von etwa drei Monaten konnte die Firma Homann im August 1944 die volle Fertigungskapazität auf rund 3.300 qm nutzen. In den Verbindungsgängen zwischen den beiden Tunneln und den angeschlossenen Räumen befanden sich Büros und Küchen der Fabrik. Die beiden Räume zwischen den Tunneln befinden sich jeweils etwa 100 Meter vom Eingangsportal entfernt. (Althaus: Kauz)

Erika Beine, die 15-jährige Tochter des Vorstehers des Bahnhofes Schee, war in der vor dem Tunnel gelegenen Küchenbaracke dienstverpflichtet.

Bericht einer Zeitzeugin

Sie muss Gemüse putzen, Geschirr spülen, einmal am Tag dünne Suppe an die Arbeiter aus dem Tunnel ausgeben, an Holländer, Belgier, Russen und deutsche Sträflinge. „Schee 1944. Im Bahnhof und in der kleinen Hofschaft herrscht Kriegsalltag. Flugzeugdröhnen, Suchscheinwerfer, Flakfeuer, der Nachthimmel Richtung Wuppertal ist rot. Tieffliegier schießen auf Züge, und die Kinder lernen, sich beim Milchholen in den Graben zu werfen. (…) Dann kommt die Flugzeugfabrik. (...) Jetzt sieht sie es zum ersten Mal richtig: Der ganze Tunnel ist eine nagelneue, erleuchtete Fabrik. (...) Vorrichtungen und Maschinen, mit der Kranbahn darüber, dem Fahrweg rechts, Kammern und Durchbrüchen in den Seitenwänden. (…)"

„Erika Ulte, so heißt Erika Beine heute, erinnert sich: An den netten Flieger, der sie gern ins Kino eingeladen hätte. An den Studenten, in Holland von der Straße weg dienstverpflichtet, dem sie im Winter ein Paar Socken schenkte. An das Gesicht der Rotkreuzschwester, die ihr in der Erste-Hilfe-Station (...) den blutenden Finger verband. (…) An die beeindruckende große, dunkle Frau, russische Ärztin, als angebliche Spionin weggeschleppt (…).

Wie schlecht sie alle aussahen, darauf war sie nicht gefasst, die Russen noch dreimal elender als die anderen. Sie erhielten völlig unzureichendes Essen, einen stinkenden Fraß aus einem Extra-Kessel, hatten ihren getrennten Schalter, bekamen nur Löffel und Blechteller und gingen mit ihrem Essen in eine extra Baracke. (…) Die Russen schliefen nicht in den Unterkunfts-Baracken (...), sondern fuhren abends mit dem Zug von Schee nach Wuppertal. Auf dem Bahnsteig sangen sie russische Lieder (...). Bald rückt der Krieg immer näher. Tieffliegier beschießen die Küchenbaracke (...). Der Wuppertaler Norden wird bombardiert, Berg und Tunnel vibrieren, aber nichts passiert.

Im März '45 endet ihr Diensteinsatz. Beinah von heute auf morgen ist die Küchenbaracke verwaist. (…) In den Baracken oben am Tunnelweg schaudert es sie: Betonboden und Holzpritschen, mehr gab es nicht für die Holländer und Belgier. Wo sie sind, weiß niemand. Nichts weiß sie über die Russen, die jeden Tag aus Wuppertal kamen, die Zuchthäusler, die Homann-Mitarbeiter, die Flieger. In Thüringen soll es angeblich weitergehen. Für Schee ist der Spuk im Tunnel vorbei."

(Aus: Familienleben im Bahnhof Schee (5), WZ Sprockhövel vom 26.9. 2012; Schee: Als im Tunnel für die Rüstung geschuftet wurde, WZ Sprockhövel vom 31.8.2012. Der Autor, Peter Kuhweide, Jahrgang 1940, verbrachte seine Kindheit in Gennebreck und Haßlinghausen. Seine Familie hatte die Gaststätte im Bahnhof Schee gepachtet.)

Tunnel Schee

Aus den Reihen der Bevölkerung kam es durchaus auch zu Gesten der Hilfe für die nach Wuppertal verschleppten ZwangsarbeiterInnen.

Hilfe für ZwangsarbeiterInnen

Obwohl er unter Beobachtung der Gestapo stand, packte der Wuppertaler Ernst J. Butterbrote und andere Lebensmittel in seine Aktentasche und fuhr abends mit einem bestimmten Zug von Wichlinghausen nach Heubruch auf der Rheinischen Strecke. Im Zug waren Extraabteile oder Sonderwagen für Zwangsarbeiter angehängt, die von der Arbeit im Schee-Tunnel zum Lager der Firma Homann gebracht wurden. „Ganz bewusst eilte Ernst J. dann immer im letzten Augenblick vor Abfahrt des Zuges auf den Bahnsteig, sprang in den verdunkelten Zug und „verirrte" sich ganz gezielt in die Ausländerabteile oder -waggons, wo er seine Brote und andere Sachen verteilte. Danach stieg er wieder schnellstmöglichst aus dem Zug." (Speer: Ausländer)

Der ehemalige Zwangsarbeiter Vassilij Fjodorowitsch Tischkewitsch vor dem Tunneleingang

Blick in die Produktionsstätte im Schee-Tunnel – rechts die Räume für Küche und Büro

Vergessene Orte

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit mit einer Spende!

Kontoinhaber
Verein zur Erforschung der sozialen Bewegungen im Wuppertal.

Kontoverbindung: DE31330500000000971853
Stichwort: Erinnerungsarbeit
BIC: WUPSDE33XXX Stadtsparkasse Wuppertal

AK Vergessene Orte
www.gedenkbuch-wuppertal.de – info@wuppertaler-widerstand.de

Literaturhinweise:

- Albel, Ulla/Bhatia, Liselotte/Nelles, Dieter/Stracke, Stephan (Hg.): Wir haben dort unsere besten Jahre verbracht... Aspekte d. Zwangsarbeit in Wuppertal, Bocholt, Bredevoort 2001 (Verfolgung u.Widerstand in Wuppertal Bd. 4)
- Althaus, Daniela: Kauz im Tunnel, spiegel.de/einestages/ns-ruestung-a-948519.html
- Beddies, Thomas: Die Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrawalde im Dritten Reich. In: Kristina Hübener (Hg.): Brandenburgische Heil- und Pflegeanstalten in der NS-Zeit (Schriftenreihe zur Medizin-Geschichte des Landes Brandenburg 3), Berlin 2002, S. 231-258.
- Cammaert, A.P.M.: Sporen die bleven, Helden 1996.
- Fings, Karola: Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen 1933-1945. Geschichte, Aufarbeitung und Erinnerung. Ferdinand Schöningh, Paderborn 2012.
- Schupetta, Ingrid (u.a.): Memoo. Denkwürdige Orte zwischen Maas und Rhein, Düsseldorf 2013, S.77-80
- Speer, Florian: Ausländer im ‚Arbeitseinsatz' in Wuppertal. Zivile Arbeitskräfte, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg, Wuppertal 2003.
- Stracke, Stephan: Die Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse. Gewerkschaftlicher Widerstand und internationale Solidarität Bremen, Wuppertal 2012 (Verfolgung und Widerstand in Wuppertal; Bd. 12)
- Tulmans, Wiel: Dunkle Monate in Wuppertal. Erinnerungen eines jungen Zwangsarbeiters, Panningen 2011

Bildnachweis:

Jochen Vogler, S. 5,6,7,8,10,12,14,15,16, 23 VVN-Archiv, S.13, Landesarchiv NRW, R, S.13; Manfred Voß, S.20, The National Archives, Kew, S.4, Dunkle Monate in Wuppertal, S.8, Bundesarchiv Berlin, S.18, Stadtarchiv Remscheid, S.19, Daniela Althaus, S.1, 23.

Verwendetes Kartenmaterial: www.openstreetmap.org

Wir danken

Lilo Bhatia, Manfred Voß, Jochen Vogler, Daniela Althaus , dem Verein NS-Spurensuche in Wuppertal, dem Stadtarchiv in Wuppertal, und natürlich dem Ökofonds NRW.

BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN ÖKOFONDS NRW

Die Trassentour im Internet: issuu.com/akvergesseneorte/docs/broschure